

Lindita Arapi

SCHLÜSSELMÄDCHEN

*Die ersten beiden Kapitel des Romans in der (noch nicht lektorierten)
Originalübersetzung.*

1.

Die Ellbogen auf den Sims des Küchenfensters gestemmt und das Gesicht in die Handflächen gestützt, so daß die runden Wangen ein wenig zusammengedrückt wurden, wartete Lodja Lemani, eine Zehnjährige mit Pagenkopf und der freundlichen Miene einer guten Großmutter, allabendlich mit großer Geduld auf die gemächlich eintreffende Dämmerung. Das nicht gerade große Fenster, ein Glasquadrat von einem mal einen Meter, ging auf ein holprige Sträßchen hinaus, das sich im Viertel »Partisan« der kleinen Stadt D. zwischen lauter eingeschossigen Häusern hindurchwand. Es war dies eine der jüngsten Städte im sozialistischen Staat, erbaut in freiwilligen Arbeitseinsätzen von der Belegschaft einer eben in Betrieb genommenen Kunstdüngerfabrik.

Das Fenster, Lodjas Kontaktpunkt zur Welt, befand sich an einer strategisch günstigen Stelle. Von diesem Winkel aus, ein wenig versteckt und geborgen wie ein Kätzlein in seinem Korb, belauschte sie voller Neugier die Gespräche bekannter und unbekannter Passanten.

So erfuhr sie eine Menge von dem, was sich jenseits des Hoftors abspielte, vor allem, wenn sich abends die Frauen des Viertels auf der Gasse versammelten: Wo der Hausgegen schief hing, wer sich gerade mit wem überworfen hatte, wer von den Nachbarn den Gerüchten nach für die Staatsmacht spionierte oder wenigstens besonders linientreu war, bei wem die Fernsehantenne in Richtung Italien zeigte, wer heimlich Hühner hielt, dazu den ganzen Tratsch über Lieb-schaften und bevorstehende Hochzeiten im Viertel. Sie hörte das meist fröhliche, manchmal aber auch bedrohliche Geschrei der Kinder und versuchte daran festzustellen, welches Spiel draußen auf dem Feld gerade im Gange war.

Gelegentlich gelang es ihr, aus dem Getuschel ein Geheimnis herauszuangeln, doch das war recht schwierig, weil die Sprache in solchen Fällen besonders unverständlich klang; fast hätte man glauben können, die Nachbarn wetteiferten wie Schulkinder darin, wer die Worte am schnellsten rückwärts aufsagen konnte.

Von ihrem Fenster aus unternahm sie viele Reisen zu unbekanntem Orten und Ländern, die wahrscheinlich wirklich existierten, für Lodja aber so unerreichbar waren wie der Mond. Sie versuchte sich das Leben auf anderen Planeten vorzustellen, doch ihre Phantasie versagte, sobald sie bei den Grenzen der Stadt ankam. Dann blieb ihr nichts

anderes übrig, als in ihrem Winkel am Fenster in Träume verunken auf die Dämmerung zu warten.

Deren Ankunft wurde von den Hausfrauen des Viertels bekanntgegeben, die nacheinander die Türen ihrer Häuser so heftig hinter sich zuschlugen, als wollten sie den ganzen tagsüber angestauten Ärger bei den verblaßten Flügeln abladen, die sich schon unzugänglich kaum in ihren rostigen Angeln halten konnten.

Lodja konnte die Frauen aus der Nachbarschaft inzwischen am Geräusch der zufallenden Haustore erkennen und sogar sagen, welche von ihnen den schlimmsten Tag gehabt hatte.

Sie preßte die Handflächen noch fester an ihre Pausbacken, pustete sich die Haarfransen aus den Augen und war froh, keine Tür zu sein.

Sie freute sich schon auf den letzten Akt ihres allabendlichen Rituals. In den winzigen Küchen der einstöckigen Häuschen gingen nacheinander die Lichter an, man entnahm den Küchenschränken, die in Form und Farbe alle identisch waren, Gläser und Teller, breitete die Tischdecken aus, wies Kinder zurecht, die sich an den noch nicht aufgetragenen Speisen vergriffen, und wenn dann alles für das Mahl bereit war, wurden die letzten Säumigen mit barschen Rufen herbeibefohlen, ehe man mit schroffen Bewegungen die Vorhänge zuzog und Lodja aussperrte.

Dieser tat es weh, so ohne Gutenachtgruß verjagt zu werden, sie flehte die Hausfrauen heimlich an, die Vorhänge wenigstens einen Spalt offen zu lassen und nicht einfach ruck-zuck den einzigen Fernsehapparat, der ihr ein wenig Einblick in die Welt gab, auszuknipsen.

Doch nach einigen Minuten der Stille, in denen alles in der machmal blauen, manchmal schmutziggrauen Dunkelheit versank und sie auf die Ruhe lauschte, die sich über die flachen Giebel des Viertels legte, verflog ihr Kummer und sie freute sich, daß die Nachbarsfrauen nach Stunden, in denen die Hauswände mit ihrem Fett und Schweiß besprengt worden waren, endlich die Straße draußen freigegeben hatten. Hätten ihre Eltern es erlaubt, so wäre sie fröhlich hinausgerannt, um auf dem nahegelegenen Platz für sich allein oder oder vielleicht auch mit den Hunden zu spielen, die gerade anfangen, bei den Mülltonnen im Abend zu wühlen.

Doch alle Hoffnung war für sie vergebens, denn diese Regel wurde nie gebrochen. Lodja durfte nicht vor die Tür, um mit den anderen Kindern zu spielen, daher beschränkte sie sich darauf, die warme Sommerluft tief einzuatmen und zu überlegen, was ihr eigentlich lieber gewesen wäre: daß die Sommerferien so rasch wie möglich vorübergingen und die Schule samt den Schwatzereien mit Genc, ihrem Klassenkameraden, wieder begannen oder daß der Winter so rasch wie möglich kam und den Nachbarinnen die Kälte in die Glieder trieb, damit das Sträßchen leer blieb.

2.

Die »Tratschliesen«, wie Drita, Lodjas Mutter, die Frauen aus der Nachbarschaft verächtlich nannte, drangen mit dem anbrechenden Abend heraus auf die Gasse. Es begann ein allgemeines Zusammentrommeln, die eine schrie, die andere schlug gegen das Hoftor. Wenn der Haufen endlich versammelt war, glich er einer triumphierenden Heerschar, die stundenlang die Gasse besetzt hielt. Im Sommer fand man sie im Freien, sobald die Hitze etwas nachgelassen hatte. Einige Minuten lang wurde heftig gezankt, bis entschieden war, an welcher Mauer sie die angenehmsten Stunden ihres Tages verbringen wollten, die Stricknadeln mit ihren scharfen Spitzen wurden geschwenkt wie Stoßdegen, nicht anders die ungefährlichen Häkelnadeln, Füße stießen gegen Schemel, um sie zurechtzurücken, man ließ sich eng beisammen nieder, strich mit den Händen gemessen die bestickten Schürzen glatt, einmal, zweimal, dreimal, holte Brot hervor, dann Käse, und das große Geschnatter begann. Wer eben erst von der Arbeit auf der Farm zurückgekommen war und kein Essen vorgekocht hatte, brachte Schüsseln mit Tomaten, Zwiebeln, Fleisch oder Reis mit, ein Messer, bot an und sammelte ein, schnitt Fleisch, ohne mit dem Plappern auch nur eine Sekunde aufzuhören.

Es herrschte ein Lärm, ein Geschrei, ein Gezänk, daß man an Paritsanenfilme denken mochte, wo gerade eine feindliche Stellung erobert wurde. Bevorzugtes Thema waren die jüngsten Gerüchte oder Schreckensbotschaften, die durch dünne Wände hindurch ohne weiteres Zutun in empfangsbereite Ohren gedrungen waren, und man sparte nicht mit bissigen Kommentaren über zufällige Passanten. In den eng aufeinander sitzenden einstöckigen Häuschen mit ihren krummen Wänden, die aussahen wie von der ungelenkten Hand eines Erstklässlers hingekrakelt, blieb kein nachbarlicher Streit unbemerkt.

Zur Gruppe geballt wirkten diese Frauen unangreifbar, ja bedrohlich. Nicht einmal ihre Männer wagten es, ihnen die vergnügten Stunden am Abend zu vergällen. Die meisten erholten sich drinnen auf dem Sofa, bis die Herrin des Hauses wiederkehrte; ein paar Gecken traten mit umgebundener Krawatte den Weg in die Innenstadt an, um sich dort ein paar Gläser Kognak zu genehmigen.

Wenn schon ihre Männer sich vor ihnen fürchten, was würden sie dann wohl mit mir tun? Vermutlich würde ich bei lebendigem Leib verspeist werden, dachte Lodja ängstlich, aber auch mit einer gewissen Bewunderung für die mächtigen, in Streitlust vereinten Nachbarsfrauen.

Die einzige, die nicht hinausging, war ihre Mutter.

Die Straße gehörte den Matronen, nicht Lodja oder ihrer Mutter, und einzig die Besitzerinnen entschieden, wann sie andere darauf duldeten. Nämlich, wenn es ihnen gerade paßte.

Dies hatte eine der Frauen des Viertels ihrer Mutter frech ins Gesicht gesagt, als diese kühn genug gewesen war, sich über das ständige unerträgliche Gackern zu beschweren.

Bei dem darauffolgenden »Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen, Frau Drita!« lag die Betonung auf dem Wort »Frau«, was eine unmißverständliche Warnung war.

Danach vollzogen beider Stimmen noch einen Oktavensprung aufwärts, bis die Mutter wutentbrannt die Tür von innen zuschlug und dem Vater in dieser verdrehten Sprache, die Lodja nicht verstand, etwas zuschnaubte. An diesem Tag ging sie jedoch nicht mehr hinaus, um jemand zur Rede zu stellen.

Etwas wie »Man kommt nicht mit dem Kopf durch die Wand« hörte Lodja sagen, und »Dann fangen wieder die ›Nachreden‹ an«. Oder war es ›Nachforschungen‹? Sie erinnerte sich nicht genau. Mutter sagte noch, egal, wo man sich beschwert, die Antwort ist von vorneherein klar.

Sie erinnerte sich aber, wie sie zum Volksrat des Stadtteils gegangen waren, wo ein jemand, dessen Namen sie von den Eltern schon in ängstlichem Ton hatte aussprechen hören, ihnen erklärte, sie platzten bloß vor Mißgunst und könnten es nicht ertragen, daß sich die glücklichen Volksmassen ihrer Abende erfreuten, in Wirklichkeit fühlten sie sich von dem Lärm gar nicht gestört. »Die Menschen lachen und sind vergnügt, während ihr noch nicht einmal weißt, wie man lächelt.« Der betreffende Jemand, der es gerne hörte, wenn man ihn nicht als Vorsitzenden des Volksrats, sondern als »Vorsitzenden des Volkes« bezeichnete, hatte ihnen bereits einmal gedroht, sie sollten sich lieber ruhig verhalten, sonst werde das Volk ihnen »den Kopf zertrümmern wie einen Krug«, zumal eine Menge Leute bereits angefangen hätten, sie als »lahme Mähren vor dem Pflug« zu betrachten. Er griff nämlich gerne auf Verse aus volkstümlichen Liedern zurück, wie Lodja von ihrer Mutter erfahren hatte, um allen zu zeigen, wie fest er mit den Volksmassen verbunden war.

»Sie«, das war ihre Familie, Lodja, ihre Mutter und ihr Vater. Das Volk, das waren alle anderen. Lodja hatte Angst vor diesem Wort. Was konnten sie da schon ausrichten, drei gegen den ganzen Rest?

Nach der nachmittäglichen Auseinandersetzung mit ihrer Mutter hatten die Frauen aus der Nachbarschaft angefangen, sich genau vor ihrer Nase niederzulassen, an der roten Ziegelmauer neben der Haustür gegenüber.

Lodja beobachtete sie aus dem angelehnten Küchenfenster.

Wie sorglos sie sich benahmen! Ohne Zaudern setzten sie sich auf den blanken Boden, reihten die Teller vor sich auf, schmausten, schlürften Mokka und am Ende lasen sie sich unter prustendem Gelächter gegenseitig aus dem Kaffeesatz. Direkt vor ihren Augen! Insgeheim beneidete Lodja die Nachbarinnen, Leni, Tante Dana und die alte Hexe Rusa.

So sehen wohl die glücklichen Mütter aus, dachte sie. Dabei stellte sie sich das Gesicht ihrer eigenen Mutter vor.

Mütter waren alle, aber sie glichen einander überhaupt nicht.

Lodja drückte ihre Nase an der Fensterscheibe platt, um die Frauen besser sehen zu können, doch das Ergebnis war ernüchternd. Wie hatte sie nur glauben können, alle Mütter auf der Welt seien sich ähnlich, bloß weil sie Mütter waren?

Manchmal (aber nur ganz manchmal) sah sie sich im Traum sogar als Tochter einer dieser Frauen, die so laut, so mühelos, so stolz lachten, als hätten sie die Stadt mit eige-

ner Hand in hartem Kampf befreit. Für ein paar, die ihre Nasen besonders hoch trugen, traf dies angeblich sogar zu.

Ihre Mutter lachte nie. Im Gegenteil, sie sah immer so aus, als ob sie gleich in Tränen ausbrechen würde. Insgeheim mochte Lodja ihren Vater lieber, obwohl sie es nie zugeben hätte. Er rief sie »Bonbonfee«, machte oft Spaß mit ihr, und wenn er von der Arbeit heimkam, hatte er meistens mit rosa Creme gefüllte Waffeln in der Tasche.

Sie schaute den Nachbarsfrauen zu und stellte sich dabei vor, wie sie, um Brot einzukaufen, an der buntscheckigen Schar vorbei mußte. Sie hatte Angst vor dieser massiven Anhäufung von Fleisch, die einen zerquetschen konnte, vor dem Getuschel und den scharfen Blicken, die sie von der Haustür bis zur nächsten Straßenbiegung begleiteten.

Wenn sie an ihnen vorüberkam, grüßte sie mit einem kurzen Kopfnicken und beschleunigte dann ihre Schritte, um so rasch wie möglich den Blicken zu entkommen, die sich in ihren Rücken bohrten.

Jedesmal, wenn sie nach Hause zurückkam, stellte sie ihrer Mutter die gleiche Frage: weshalb die Frauen des Viertels sie immer so anstarrten und warum sie ihre Familie nicht mochten. Und ihre Mutter gab jedes Mal die gleiche Antwort:

»Weil wir nicht sind wie sie, Lodja!«

»Aber warum? Wie sind wir denn dann, Mama?«

Nach einer Pause kam stets die gleiche Antwort:

»Weil ich nicht mit ihnen herumhocke und ihnen Honig ums Maul schmiere, Lodja. Hast du nun begriffen?«

Seit sie im Stadtteil »Partisan« wohnte, mied die Familie Lemani den Kontakt zu ihren Nachbarn. Selbst die üblichen Höflichkeitsbesuche unterließen Lodjas Eltern bis auf wenige Ausnahmen bei Hochzeiten, Geburten oder Todesfällen. Man grüßte Leute aus dem Viertel, wenn man ihnen auf der Straße begegnete, ohne sich auf längere Unterhaltungen einzulassen, und ging dann seiner Wege.

Umgekehrt wollten auch die Nachbarn nichts mit den Lemanis zu tun haben, sei es, weil man Schwierigkeiten für die eigene Familie fürchtete, sei es, weil man sie als Aussätzige betrachtete, die in der sozialistischen Gesellschaft nichts zu suchen hatten. Manche wußten um ihr Geheimnis, ohne deshalb Nachsicht mit ihnen zu haben. Daß sie sich aus allem heraushielten und für den alltäglichen Kram, der das Viertel beschäftigte, nicht interessierten, wurde als Beleidigung empfunden, oder noch schlimmer: manche interpretierten es als Ablehnung des Kollektivs. Die Kollektivierung hatte zwar dem Vieh gegolten, doch war Herdenbewußtsein auch bei den Menschen erwünscht, galten sie doch im Haufen als unbezwingbar.

Wer sich dem verweigern wollte, mußte sich aus den Angelegenheiten des Viertels heraushalten und vor allem die Gerüchteküche ignorieren. Ohne Gerüchte konnten die Bewohner einer kleinen Stadt wie D. nicht leben. Klatsch und Tratsch war für sie nicht bloß ein unterhaltsamer Zeitvertreib, sondern ein unverzichtbares Informationssystem, das ihren provinziellen Lebensraum mit der Welt draußen verband.

Die Lemanis hatten Angst. Sie nahmen sich nicht nur vor den Nachbarn in Acht, sondern auch vor den Wänden, die bekanntlich Ohren haben. Als »Geduldeten« durften sie unter keinen Umständen auffallen, nicht den kleinsten Fehler ließ man ihnen durchgehen, »fremde Erscheinungen«, wie Abweichungen von der Einheitsnorm genannt wurden, ob in der Kleidung oder im Auftreten, mußten um jeden Preis vermieden werden. Im Viertel traten sie am besten nicht in Erscheinung. Kinder aus Familien wie der ihren hatten selbstverständlich hervorragende Schüler zu sein, was die Lehrer nicht daran hinderte, ihnen schlechte Noten zu verpassen, Beschwerden waren sinnlos. Sich häufig in der Stadt zu zeigen, war nicht ratsam, damit erregte man Anstoß, und wenn einem der selbsternannten Ideologiewächter die Zornesader schwoll, senkte man vorzugsweise den Kopf, Stolz war gefährlich. Trug ein »Geduldeten« in der Öffentlichkeit die Nase zu hoch, dann wurde er selbstverständlich zurechtgestutzt, und ließ er dennoch wieder Anzeichen von Unbescheidenheit erkennen, hatten also die ergriffenen Maßnahmen ihre Wirkung verfehlt, mußte die Schraube noch fester angezogen werden.

Die Lemanis hatten gelernt, jedes Wort auf die Goldwaage legen. Ein Lächeln, ein Gruß auf der Straße, in der Nachbarschaft, bei der Arbeit, ein paar beiläufige Worte in der Warteschlange vor einem Geschäft, heute gibt es Öl, es gibt wieder kein Öl – alles konnte sich, wenn man Pech hatte, verhängnisvoll auswirken. Und die »Geduldeten« hatten immer Pech.

Wenn im Radio wieder einmal die »Entlarvung einer feindlichen Gruppe« bekanntgegeben wurde, herrschte im Hause Lemani Panik. Säuberungswellen entstanden in der Regel oben, dann schwohlen sie rasend schnell an und rissen mit, wer oder was ihnen unten in den Weg kam. Eine Verfehlung mußte man nicht begangen haben. Grundsätzlich konnte jede Handlung für böse erklärt und nach den Gesetzen der Diktatur des Proletariats streng bestraft werden. Gerade Leute wie die Lemanis gehörten zu den Gefährdeten. Ein Makel war leicht gefunden, oder man konstruierte ihn, und nicht nur einen gewöhnlichen, sondern ein Monster von einem Makel. Ein leichter Fehltritt, eine mißverständliche Äußerung oder einfach nur ein Blick, der den Herrschern über Menschen und Schicksale mißfiel, und es war aus mit ihnen.

In Zeiten solcher Schreckensmeldungen zogen sich die Lemanis ins Haus zurück, verschlossen die Tür und saugten jede Nachricht aus dem Radio, ihrem kleinen, mit einem Häkeldeckchen verzierten Schatz, gierig in sich hinein.

Jeden Abend wartete Drita darauf, daß es an der Tür klopfte und, wenn sie zitternd in den Hof hinaus trat, eine grobe Stimme zu ihr sagte:

»Los, komm mit, endlich haben sie auch dich auf die Liste gesetzt!«

Eines Spätnachmittags hörte Lodja, wie die Nachbarsfrauen über ihre Eltern redeten. »Diese Lemanis halten die Nase schon wieder ziemlich hoch. Sie hocken in ihrer Bruchbude und lassen niemand an sich ran. Das Kind darf nicht raus, nicht mal bis zum Hoftor. Na ja, wer aus einem goldenen Nest gefallen ist, der bildet sich natürlich ein, er sei etwas Besseres. Klar, daß ihnen unsere Ärsche nicht gefallen!«

»Ach Unsinn, die machen sich doch schon in die Hose, wenn sie uns bloß sehen ...«, fuhr Nachbarin Leni, die aus dem gleichen Dorf stammte wie Lodjas Vater, ihrer Vorrednerin über den Mund.

»Die da drüben haben jede Menge zu verbergen. Drita Lemani weiß schon, warum sie sich von uns fernhält, bei all dem Dreck, den sie am Stecken hat. Und laßt euch bloß nichts vormachen, diese Leute tun so, als ob sie kein Wässerchen trüben könnten, aber in Wirklichkeit warten sie nur darauf, bis ihre Stunde kommt!« fuhr sie fort.

»Diese Drita kann uns nicht hinters Licht führen, wir wissen schon, wo bei ihr der Wurm sitzt! Kulak bleibt nun einmal Kulak!« Es war die alte Rusha mit ihren weckglasdicken Brillengläsern, die das Urteil sprach. Den Spitznamen »Hexe des Viertels« hatte sie sich redlich verdient. Ihr weißes Haar war so zerzaust, als sei ein extra starker Wind um ihren Kopf gebräust, und mit ihren großen, tief in den Höhlen liegenden Augen sah sie aus, als sie sie geradewegs einem Märchen entsprungen.

Alle Nachbarsfrauen hatten Angst vor ihren Zauberkräften. Wenn sie die Alte zur Begrüßung umarmten, verdrehten sie die Augen, um nachzuschauen, ob sie ihnen zum Zwecke der Hexerei womöglich ein ausgegangenes Haar oder einen Fusel von der Bluse stahl. Aber sie genoß auch hohes Ansehen. Niemand konnte so gut aus dem Kaffeesatz lesen wie Rusha, und auf diese unersetzbare Belustigung wollte bei den abendlichen Zusammenkünften auf der Straße keine verzichten.

Lodja beugte sich ein wenig vor, um besser verstehen zu können, was draußen geschwätzt wurde, rot bis hinter die Ohren und mit offenem Mund, weil die Nachbarsfrauen mehr über ihre Familie wußten als sie selbst. Doch die Tratschtanten hatten die Köpfe zusammengesteckt und tuschelten in einer Sprache miteinander, die sie nicht verstand. Lodjas Herz fing heftig zu schlagen an. Sie hielt den Atem an, damit die Frauen nicht merkten, daß sie aus kaum zwei Meter Abstand belauscht wurden. Sie hätten nur den Kopf heben und zum Fenster herüberschauen müssen.

Als erste veranschiedete sich Leni aus der Versammlung, fröhlich mit ihren Speckmassen wackelnd. Sie sah sich gern als Mittelpunkt der Runde.

Erst griff sie sich ans Kreuz und quälte sich auf die Beine, dann legte sie die zu metallenen Verlängerungen ihrer aufgedunsenen Finger gewordenen Stricknadeln zusammen und tappte davon. Das Wollknäuel schleppte sie hinter sich her. Damit war die Veranstaltung für diesen Abend aufgelöst.

»Bis zum nächsten Mal, Frauen, jetzt hab ich keine Zeit mehr. Ich muß das Essen warm machen, mein Unglückswurm kommt jeden Augenblick zurück.« So nannte sie ihren Gatten, das kümmerlichste Kerlchen im ganzen Viertel.

»Aber er bleibt ja nicht lange. Wenn es dunkel wird, kommt der Jeep, und sie kriechen alle hinein. Weiß der Teufel, wo die Karre sie hinschafft!«

Nachdem sie gegangen war, zerstreute sich auch der Rest der Weiberschar. Auf das Viertel am Stadtrand sank die Nacht herab, und Stille trat ein. Gelegentlich war das verzagte Gebell der Straßenhunde zu hören, die durch die Gassen schweiften, um im Abfall zu wühlen. Der Unrat, den sie um die Tonnen herum verstreuten, verbreitete im Sommer einen unerträglichen Fäulnisgestank.

Lodja versuchte derweil herauszufinden, was für Dreck an dem Stecken klebte, den Leni offenbar bei ihren Eltern gesehen hatte, sie selbst aber nie.

Was meinten die Nachbarsfrauen, wenn sie sagten, man werde von den Lemanis noch zu hören bekommen? Warum war ihre Familie so unbeliebt? Was hatten ihre Eltern zu verbergen, was war das für eine »Sorte Leute«, von der man mit so viel Verachtung sprach? Und vor allem, was bedeutete »Kulak«?

Sie hätte den Frauen des Viertels gerne ordentlich eins ausgewischt und legte sich dafür alle möglichen Pläne zurecht.

Doch am nächsten Morgen war alles wie sonst. Frisch gewaschen und ordentlich gekleidet trat Lodja aus der Haustür, um zur Schule zu gehen, grüßte nach rechts und links, und zwar genau die Frauen, die sie am Abend zuvor am liebsten mit dem Gartenschlauch naßgespritzt hätte.

»Guten Morgen, Tante Leni, haben Sie gut geschlafen?«

»Guten Morgen, Tante Servete, geht es Ihnen gut?«

Wie jeden Abend wurde Lodjas Theaterbesuch von der Mutter beendet, die sie von ihrem Sims wegholte. Dann drückte Lodja das Fenster zu, so fest sie konnte, damit ja kein Laut von draußen hereindrang, noch nicht einmal das Gebell der Straßenhunde. Jedesmal, wenn sie ins Bett ging, empfand sie einen unbestimmten, namenlosen Kummer, und so schlief sie auch ein.

Copyright beim Verlag.

Joachim Röhm

Albanische Literatur in deutscher Übersetzung

www.joachim-roehm.de